

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

293 (17.12.1931) Die Welt der Frau

Die Welt der Frau

Advent

Novelle von Dela Elm.

Der kalte Morgen eines kalten Novembertages stand wartend und einlassend vor den verschlossenen Türen und vergitterten Fenstern des Frauengefängnisses in B. Der spärliche Schein brennender Gasflammen, vom Luftzug hin und her bewegt, flackernd, ließ die Gesangenen, die aus den Schlafkammern eilten, um sich nach der üblichen Morgenwäsche in den Schlafsaal zu begeben, siegelte sich in ihren verbämten freudlosen Gesichtern ab, um sich selbst in die Schatten der eifrig hin- und hergehenden an die grauen Wände der hohen Säle zu werfen.

Die Morgenarbeit der Aufseherin begann, sie hielt die Schlingen, die sich schwerfällig von Hause waren, wo ihre gefächerten Gesichter ausruhen durften und ihre Träume zu goldenen Schmelzsteinen wurden, auf denen sie hinauf und hinabstiegen, wie beim Erwachen von seinen Sprossen tief, in ganz tief zu fallen. Die geliebte Aute der Gegenwart feste auch hier allem ein Ende und die Glode der Pflicht, die schill und laut durch dieses Haus, war wie Kettengefährtin und schürfte das persönliche Leben ganz zusammen, unbekümmert um Gedanken und Taten dieser Menschen.

Das kälteste Frühstück war beendet, der dünne Kaffee gekostet, und das schwarze Brot gegessen. — Mechanisch, gleichgültig, erhoben sich die Frauen von ihren Plätzen. Es waren etwa vierzig, die sich und ihre Umgebung musterten, besonders den Blick ihrer unfreundlichen Aufseherin erhaltend, aus denen sie weitere oder trübe Stunden, gleich der Sonnenuhr, für den heutigen Tag berechnen konnten. Soldatenhaft gedrillt, antworteten sie hilflos auf ihre Fragen, um sich dann lässig hin zu setzen, wie in Erwartung von Prügel, in den nachgelagerten Schlafsaal zu begeben! Ihre bleiden Gesichter und vom hülsenartigen geröteten Augen trugen auch anderwärts den Blick eines unheimlichen Tieres, das mit sich alles gesehen lassen mußte, aus dem Gefühl seiner Schwachheit. Verschieden wie ihr Bild, war auch ihr Gesicht, war ihre Tat.

Der Arbeitsaal mit seinen grauen Wänden, Tischen und Bänken war den üblichen, wie die Farbe des Graus auch in den Kleibern der Unglücklichen wiederkehrte, um jealide andere Farbe zu vertragen. Es war eine Farbenjymponie in Grau, alles, was an Farbe, an Leben erinnerte, schien mit dem grauen Winkel des Raums ausgelöscht. Man wollte bemerkt die Schranke der Schuld und auftrifft und trug auch die Schuld nach außen hin zur Schau. Die Schuld war immer da. Wie ein Riese lag sie hier und dort, wie eine Kette, die nicht auslösen, im Gegenstand schleifte sie nicht nur bis zum Tage der Freiheit, nein, sie lag an sein Lebensende. Das Gewissen mit seinem mahnenden Schreie lag über die schmerzende Wunde nie zur Ausheilung kam, und alle Eintrich in sich selbst, alle Reue, alles Wissen, um die Schuld wurde nie Erlösung.

Und dieses alles wußte Helene Kunzer, eine von den 40 Gefangenen. Zwar hatte sie es hier noch immer nicht begriffen, daß die Schuld, daß dieses Leben nur eine veränderte Fortsetzung der Vergangenheit hatte. Denn Kunzer, Privatlehrerin von Beruf, mit vielen Interessen, mit einem feinen, schmalen Gesicht und Können, mit einem Herzen voller Friede und Sehnsucht, und mit dem Bewußtsein, mütterlichen Sünden, war in diesen Kreis von Frauen gekommen, die alle eine Ahnung, aber alle die jüngst eingetretene Gefangene waren. Sie war ihnen allen im Grunde durch ihr alljährliches Verhalten, unangenehm, und hatte auch hier, wie in den Tagen der Freiheit, die Menschen dadurch abgestoßen.

Jemand hatte sich die Mühe genommen, den goldenen Schlüssel zum letzten Herzen zu finden! Nur wer, wie sie, ein Kindergeheimnis, wer Sorge und Mitleid brandete, der verstand sie gleich. Sie waren auch die Kinder immer gewesen, die sie liebte, denen sie ihr ureigenes Wesen erschlossen, und an die sie alle ihr mütterliches Gefühl verlehnen durfte und konnte. Welch furchtbare Strafe dieses Lebens, daß sie um dieses Muttergefühl zur Verurteilung wurde.

Helene Kunzer durchdachte bei ihrer Arbeit, heute, gestern, morgen, alle Tage an dieses Verdamnis! Sie lezierte sich förmlich, zerlegte ihr Leben und ihre Schuld in die kleinsten Teile und Teilchen, drang tief in alle Falten, und erschrak über sich selbst. Dieses Schicksal, dieses Gefallen waren ihr, wie einem Kaffir, zur Lebensnotwendigkeit geworden. Man konnte fast sagen, die einzige Tragkraft dieses verfluchten Lebens.

Nicht die Arbeit vermochte sie mehr abzuwenden, wenn sie sich auch förmlich in sie versank. Auch heute lag sie, wie ein Maulwurf zwischen großen, alten Säulen und stützte sie mit ihren armen, grober Arbeit entmündeten Händen. Sie kummerte sich kaum über die anderen Frauen, die sich von neuem über ihre Zurücksetzung ärgerten und noch besonders darüber, daß sie nicht wie die anderen machte und Grimassen schnitt, sobald die Aufseherin für einen Augenblick den Rücken kehrte. Ja, sie wurden sogar handgreiflich und pöbeln Helene mit der Nadel in den Arm oder wo sie gerade treffen konnten! Wenn Helene dann aufschrie, hatten sie ihre diebische Freude an ihr! Diese Nadelstiche waren für Helene nicht nur körperlich, nein auch seelischer Schmerz! Sie sah jedes Mal die Aufseherin gleich einer Furie auf sie zuschreiten, um ihr eine donnernde Rede zu halten, die damit endete, daß Helene dem "Direktor" unbedingt gemeldet werden müsse! Das war Strafe — der Bericht — bedeutete Einzelhaft und Aufgabe mancher kleinen Griefstrafe.

Auch heute spielte sich dieselbe Szene ab, mit dem Unterschied, daß Helene sich nicht mehr die Mühe nahm, sich zu verteidigen. Sie war seit einigen Tagen durch ihre hoffnungslose Lage in eine gewisse Nüchternheit gekommen, und es erschien ihr alles so gleichgültig! Die Parallelen zwischen der vor ihr liegenden und lobenden Aufseherin, und dem damals todernden Richter, der abtot nicht wußte, was er mit ihr beginnen sollte, mit ihr, dem Beförderer der Gerechtigkeit!

Unwillkürlich mußte Helene innerlich lachen, zwar verbergte sie es durch äußere Kälte. Diese Kälte legte sich herüber auf das entsetzte Gemüt ihrer Aufseherin, so daß sie zwar noch ein wenig nachsichtig sich dem wieder anderen Dingen zuwenden konnte.

Es ward Helene auch hier immer klarer, daß niemand sie in diesen Inneren erkannt hatte. Die psychologischen Momente ihres Lebens wurden zu Hüben getreten, wie einstmals ihre ganze Sehnsucht. In ihr hatte man ja frühzeitig diese natürliche von Gott herkommende, und in das Weiß hineingelegte Sehnsucht systematisch vernichtet. Die bürgerliche Moral war für alle grausam, die nicht die Rechte lamen, und deutlich zeigten sich oft durch hysterische Ausbrüche die Narben dieses gefächerten Gefühls. Ihre Sehnsucht waren durch äußere stützliche Ueberhebung verknüpft. Der einzige Mann, der in früherer Jugend in ihr Mädchenleben getreten war, stand, wie sie fest glaubte, geliebt zu werden, für den sie bereit eines Tages oben drein verlobt und verlobt. Er überließ bewußt Helene und ihrer Seele. So verging ihr Leben.

Helene wollte das Wissen ihrer Sehnsucht nach Liebe, nach Glück, nach einem Leben, aber es war ein totes Wissen mit toten Mühen. Ihre Freunde wurden ihr Sonnenstrahlen, die sie lebend umschmeichelten und wurden der Inhalt ihres sonst so einamen Lebens. Sie öffnete ihnen ihr Herz, ihre Seele, gleich einer Blume,

die unter ihresgleichen war. So fühlte sie kaum ihre äußere Not um Brot und sie fühlte sich nach dem Tode ihrer geliebten Eltern nicht gar so verlassen.

So verbrachte sie des Lebens Jahre und merkte nicht, daß sie nahe an der Grenze des Alters gekommen war, nicht allein ihr harter Körperbau, sondern ihre sarte Seele, die ihre Schönheit entfalten und ihren goldenen Reiz öffnen konnte, wenn sie unter ihresgleichen war. Da trat in dieses Leben, in ihren Schülertagen ein Mensch, ein junges Kind und reichte diese Blume vor dem baldigen Verblühen. Er gab ihr durch seine freundliche Art neue Sehnsucht nach Liebe und Wärme. Suerst liebte sie ihn wirklich als ihr Kind, als ihren Schüler und er war ihr nichts anderes, wie die anderen, die sie unterrichtete. Sie ahnte nicht, daß er ein Mann war. Er war ein körperlich kräftiger, 15-jähriger Junge, geistig ein wenig behindert, ein Großstadtkind aus feindbürgerlichem Milieu, doch in der Liebe bewandert. Er mochte "Tante Helene", wie er sie kurz nannte, auf seinen, schon durch ihre ruhige liebevolle Art und durch ihr feines Verständnis für ihn, und sie erweckte unbedeutend Gefühle der Liebe in ihm. Sie konnte auch ihn aut leiden. Seine Liebesgedichte las sie ein, wie milden Regen nach langer Dürre. Sie glaubte sich wieder geliebt, verehrt, wie all die Sehnsucht dieser rein wahrhaft hübschen Seele. In einzelnen Nächten rang sie mit dieser Sehnsucht, wie mit einem Tier. Es schlich sich nicht nur des Nachts in ihre einsame Kammer, es war auch des Tages da und verdrängte ihr alle Freude zum Leben, denn sie fürchtete sich vor ihm.

Das muntere Wächlein einer harmlosen Liebe war zu einem reißenden Strome geworden, der, adios sich selbst verlassend über seine Ufer trat und alle Gefühle der Einsamkeit, der bürgerlichen Moral hinwegschwemmte, durch eine überströmende Leidenschaft, sich nicht der Vermittlung bedurfte, die er hinterließ. Helene Kunzer wurde nach 48-jährigem sittenreinem Weg zum Weibe. Sie wußte nicht, wie alles kam, wie alles gekommen war, diese Verdringung ihrer Gefühle, ihres ganzen "Ichs": doch das begriff sie ganz, daß diese Stunde die heiligste ihres bisherigen Lebens war. Das große Licht der Liebe war in ihr aufgegangen, denn auch so ganz anders, wie die Menschheit es bei ihr erwartet hatte. Wegen dieser Stunde trug sie eine Dornenkrone, krönte sich mit ihr zum Danke für die Stunde, da sie aus ihr eine lustige Nase drücken durfte. Das Kind, das sie gebar, war ein elender Wurm und leuchtete wie ein Wassertröpfchen im fursen Glanze dieser Mutterliebe, um dann ins leere der Unmöglichkeit zu versinken. Dieser Glanz leuchtete fast der Mutter das Leben. Die Passionszeit für sie begann mit dem Tod ihres Kindes. Die Liebe des Jungen verwandelte sich in Haß, die Welt befiel sie und richtete flammende Scheiterhaufen auf für sie und ihre Liebe.

Sie nahm den Tod, die Demütigungen, wie etwas Selbstverständliches hin, wie ihre Haß. Sie sah aus allem die Quintessenz ihres Lebens, und da hieß ihr nichts als der Tod. Sie wußte für sich keinen anderen Ausweg mehr.

In diesen Gedanken versunken wurde sie durch eine unjante Berührung aufgeschreckt. Ein Mann stand vor ihr und legte mit einer rauhen Helmschelle seine Hand auf ihr. Sie wollten sofort zum Direktor kommen". Da erschrak Helene so, daß ihr die Arbeit aus den Händen fiel, wußte sich über die Augen, um besser zu sehen, und das war — ach Gott, ihr Feind, der Aufseher des Männerhauses, der nur in außerordentlichen Fällen herbei kam. — "Kunzer" laute er noch deutlicher zu ihr: "Sie sollen sofort zum Direktor kommen".

Helene konnte sich das alles nicht zusammenreimen. Sie dachte an das Vorfälle, an ihre Arbeit, die sie bis jetzt immer zur Zufriedenheit ausgeführt hatte. Sie mußte ihre Umgebung, sah nur die häßlichen Wände der Aufseherin und das stützliche Lächeln ihrer Lebensgefährtin! Ihre Arbeit lag sauber geordnet neben ihr. Wie eine Trunkene fand sie auf, ihr Herz klopfte in harter Bedrängnis, und sie taumelte durch die langen Gänge an der Seite des Aufsehers zu dem Gefürchteten.

Als sie an der Schwelle des Direktorsimmers stand, wäre sie am liebsten in die Knie gesunken, hätte sich schlussend allen Menschen vor die Knie gebeugt, Vergebung erlösend.

Wie durch einen Nebelstreifer sah sie sich im Zimmer des Direktors setzen und hörte keine Stimme an ihr Ohr dringen: Kunzer, so begann der Direktor und räusperte sich dabei, um seine innere Erregung zu verbergen. "Kunzer", sie sind von heute an frei! Advent ist da — leben Sie, zu Ihnen ist es auch gekommen, und deutete auf den Lannensweis, der über seinem Kalender am Schreibtisch hing.

Wen konnte es nicht fallen — Was bedeutete das alles für sie? Was war für sie Freiheit? Wie ein mannes Menetekel stand es an den Wänden, Hammer und vernichtend.

Freiheit, was soll mir, der Verlorenen, Freiheit, wenn ich durch dieses Tor schreiten muß; und die Unfreiheit hinter dem eisernen Gitter reich mir die Hand. — Bettelarm liehe ich auf der Straße, hungernd, frierend und nicht wissend, wo ich mein Haupt hinlegen soll, und sie schüttelte sich bei diesem Gedanken. Da begann der Direktor artig auf sie einzusprechen, legte seine Hand väterlich auf ihre schmale, edige Schulter und laute ihr ganz warm: "Kunzer, ich weiß, was in Ihnen vor sich geht, lange habe ich mit mir gekämpft, aber ich will Ihnen noch einmal die Gelegenheit geben, ein ordentliches Mensch zu werden. Ich habe mit Einstimmung meiner Frau Sie zur Kinderärztin meines häßlichen Söhnchens bestimmt. Halten Sie sich gut, alles andere werden wir sehen!"

Das war für Helene zwei! Wie einst die Liebe, so kam die Güte, wie ein Sturzbach über sie! Alle ihre Gedanken, alles das häßliche, was in ihr war, mitreisend. — Sie fiel ohnmächtig zu Boden.

Als sie erwachte, lag sie auf dem Sofa des Direktors, der sich mit dem Aufseher um sie mühte. Heiße Tränen stürzten aus ihren Augen, und ihre Lippen murmelten: "Es ist süß!" "Ich verbiene das alles nicht. — Es gibt noch Menschen, es gibt doch noch einen Gott, und er hat mir vergeben."

So war Advent zu ihr gekommen, heilige Advent und löschte mit seinem kleinen Lichtlein die Vergangenheit aus, ständete aber desto hoffnungsfreudiger, glücklicher Zukunft an.

Trost

Von Josef Jucker-Solländer

Zu stillem Leiden hat mich Gott verurteilt,

Zu stillem Leiden, das ist mein Leben.

Und hat dem Leben Trost gegeben

Lied...

Zu stillem Leiden hast Du mich verurteilt,

Zu Liebesleiden — einlames Leben.

Doch Gott hat auch der Liebe Trost gegeben

Lied.

Sachlichkeit als Mode

Als ich mich vor vier Jahren einmal in einer Ausstellung über gewisse "stilreine" Möbel belustigte, da fiel meine Freundin, die damals heftig für Betonbetten und siebenbüdige Kaffeetragetagen schwärmte, ganz aus den Wolken, denn sie hatte mich bisher immer für modern denkend gehalten. Sie hoffte im Stillen, ich würde mich von meiner Rückständigkeit doch noch bekehren, und legte sich eifrig für ihre Ideale ins Zeug. Heute könnte ich nun einen billigen Triumph auskosten, denn was vor vier Jahren Mode war, das wird heute nur noch sehr vorsichtig gekauft, und die einflussreichen jungen Paare bevorzugen immer noch — oder schon wieder — "komplette" Zimmer.

Aber es war mit damals gar nicht darum zu tun, eine neue Sache nur wegen ihrer Neuheit abzulehnen, sondern meine Besorgnis galt den wohl erkannten guten Seiten dessen, was damals als "Neue Sachlichkeit" Mode war und sich fürchtete mit Recht, man würde, wenn man sich einmal an den überbetonten Einzelheiten satzgehehen hätte, die ganze Sache als verunglückte Mode abtun. Einzelheiten einer Mode werden sich ja immer ändern. Es wäre aber schade, wenn all die guten und vernünftigen Ideen vergessen würden, die den Vorhänden zurunde lagen, und bei denen doch die Bedürfnisse des modernen Menschen einerseits, der Familie, andererseits so sehr in den Mittelpunkt der Gestaltung gerückt waren. Leider scheint doch ein Teil meiner damaligen Besorgnungen sich zu bewahrheiten, wenigstens die Wohnraumgestaltung in den durchschnittlichen bürgerlichen Verhältnissen betrifft.

Warum überhaupt Sachlichkeit? — Sachlichkeit will vor allen Dingen W a r b e i t. Wahrheit auch in den Beziehungen, die wir zu dem einzelnen Raume haben. Die Wohnung soll Zeugnis ablegen von ihren Bewohnern, soll nichts vortäuschen, was nicht sein kann, weil es zu unferm Lebensstandard nicht paßt. Sie soll auch nicht peinlich streng auf irgendeine Mode eingestellt sein, etwa so streng, daß man sich daran, wie an allem nur Modischen, bald satt sieht. Der Raum soll seinem Zweck entsprechen. Es wird niemandem einfallen, ein Laboratorium mit ledernen Decken und Blumenböden zu schmücken, und umgekehrt wird niemand seine Wohnstube, selbst bei aller heutigen Neigung zu Hygiene und Sauberkeit, abwaschbar und weiß wie ein Operationszimmer herrichten. Suchen wir also eine eigene Linie zwischen der Mode von übermorgen und der von vorgestern, dann werden wir nicht nach zwei Jahren den lauer erworbenen Besitz als almodisch verurteilen und uns selbst rüchständig und überlebt darin vorfinden. Aber vielleicht helfen da ein paar Beispiele besser als abstrakte Ausführungen zum Verständnis dessen, worauf es ankommt.

Wir wollen uns beispielsweise nicht summen, ins ebliche Schlafzimmer zwei hochbeinige, auf Rollen schreibbare Krankenbetten zu stellen, lediglich weil es um jeden Preis modern sein soll. Uns gefallen aber auch nicht die neuerdings in den Möbelgeschäften auftauchenden Prunklager, die nach Art orientalischer Ruhebetten ganz niedrig sind, jedoch aus irgend welchem unfahigen Grunde noch kurze Fußstummel besitzen. Wie soll man, so fragt sich die Hausfrau, wenn sie sich nicht von den Wörtern "eleganz" blenden läßt — also wie soll man da vorlegen? Staubsauger? Auch dessen Arbeit kann man nicht kontrollieren, weil man sich dazu nach auf den Boden legen müßte. Halten wir fest: Möbel sollen entweder ganz am Fußboden aufstehen und dann mit Schuhschleifen versehen sein, oder sie sollen so hohe Beine haben, daß bequem darunter gelauert werden kann. Es gibt kein Eitelgefühl, das solche Staubkammer rechtfertigt. Ein Gerät, das unbedingt wert wäre, die Sachlichkeit als Mode zu überleben, ist der Stuhl, der so vielseitig als Beisitz und Serviertisch, als Nachtschisch, Blumenbank, Kleiderstuhl Verwendung finden kann. Praktisch, wenn auch noch teuer, sind ferner die Möbel mit Schiebblenden. Man weiß doch, daß in unfern kleinen Zimmern meistens die Tür des Büffets nicht geöffnet werden kann, bevor nicht mindestens ein Stuhl vom Büffelt weggerückt ist.

Sprechen wir also nicht von neuen Ideen zurück; überlegen wir aber immer, was wir mit unfern Mitteln bezahlen können, lauter halten können! Unvernünftig ist es, sich nur wegen der Leute, etwa für den Besuch, ein überflüssiges Zimmer anzuschaffen. Die Gefahr liegt nahe, daß, wie früher der "Salon", so heute das Herrenzimmer zur "kalten Pracht" wird, dessen Betreten der eigenen Familie fremdsinnig unterliegt. All denen, die sich solche Zimmer anschaffen wollen, die sie nicht zu benutzen gedenken, rate ich gern, sich diese in beliebiger Anzahl an die Wände malen zu lassen, etwa wie Theaterpuffen, damit sie nie zu fürchten brauchen, es lönte der hochherrschäftlichen Pracht eine Krone aus dem siebenarmigen Deckenlüster herauszufallen.

Die "Neue Sachlichkeit" nach uns mit ihren leichten, oft wirklich durchdachten Möbeln, mit ihren Vorschlägen zur schlichten, persönlichen Bequemlichkeit Mittel und Wege an die Hand, um uns am Herrn unres Heims zu machen. Lassen wir darum ihre guten und vernünftigen Gedanken zur rechten Zeit wirksam werden, auch wenn wir die "Sachlichkeit" als Mode nicht mitmachen!

L. Baumann.

Mitgifterschleichung als Betrug

Ein sehr interessantes Urteil hat das bayerische Oberlandesgericht München gefällt. Der Angeklagte hat nach den Feststellungen des Gerichts die Eingebung der Ehe nur als Mittel zur Erreichung eines rechtswidrigen Vermögenszwecks mißbraucht, um sich durch Täuschung die Verfügungsgewalt über das Frauengut, nämlich die vom Schwiegervater gewährte Mitgift zu verschaffen. Das Gericht hat festgestellt, daß der Angeklagte sich diese Verfügungsgewalt über die Mitgift für selbsttätige Zwecke verschafft und nicht für Zwecke der Ehe, deren dauernden Abschluß er gar nicht beabsichtigt hätte. Das Urteil sieht aus den Feststellungen folgende Konsequenzen (R II 47/31). Ein Betrug zum Nachteil des Schwiegervaters scheide aus, weil dieser keinen Strafantrag gestellt hatte. Der fortgesetzte Betrug sei erst nach Eingebung der Ehe vollendet, so daß Strafantrag erforderlich war. Wohl aber sei ein Betrug zum Nachteil der Ehefrau begangen, die Strafantrag gestellt hatte. Ihr sei vor der Ehe von ihrem Vater eine Ausstattung zugesichert worden. Durch Ausbändigung der Mitgift an den Angeklagten habe der Vater über dieses vertragsmäßige Recht der Frau verfügt und damit, infolge der Täuschung das Vermögen der Frau gemindert. Der Angeklagte habe das Vermögen der Frau auch dadurch beschädigt, daß sie durch die Leistung der Ausstattung zugleich den Anspruch auf Aussteuer ein für allemal verlor, ferner infolge der Täuschung bestimmt wurde, eine besaßte Stellung aufzugeben.

Verschiedenes

ml. Zeit- und Dauerehen in Persien. Das persische Parlament hat vor kurzem ein Gesetz angenommen, das Eheschließung und Scheidung genau regelt und einen scharfen Unterschied zwischen ehemaligen Verbindungen auf Zeit und solchen auf Dauer macht. Es sieht Gefängnisstrafen für den vor, der es unterläßt, eine definitive Ehe in die offiziellen Register eintragen zu lassen. Der Frau legt das Gesetz die Verpflichtung auf, vor Abschluß einer Ehe zu ermitteln, ob der Mann bereits andere Frauen besitzt; sie erhält das Recht, in den Ehekontrakt verbindliche Klauseln einzufügen, durch die ihre Stellung im Hause und ihre Zukunft gesichert werden kann.